

Brigitte Guggisberg
Willkommen in der Provence

Zum Roman

Als Gattin eines Bankdirektors führt Vivianne ein angenehmes Leben in Aix-en-Provence. Damit ist es vorbei, als Victor eines Abends nicht mehr nach Hause kommt. Er ist nicht nur ohne ein Wort verschwunden, er hat Vivianne auch noch auf einem Berg Schulden sitzen lassen. Jetzt muss sie handeln. Und zwar schnell. In Windeseile erfindet sie sich neu und inseriert Zimmer in ihrem Haus im Internet. Schließlich wohnt sie mitten in der wunderschönen und von Touristen heiß begehrten Provence. Bald wird *La vie en rose chez Madame Vivianne* aus der Taufe gehoben – und ein turbulenter Sommer beginnt. Nicht alle Gäste sind pflegeleicht, und während Vivianne verzweifelt versucht, Victors Verschwinden in der Stadt zu verbergen, stellt sich zu ihrer Verblüffung heraus, dass auch ihre Freundinnen Geheimnisse hüten. Gerade als sie sich in ihrem neuen Leben eingerichtet hat und dem attraktiven Kardiologen Félix begegnet, steht Victor vor der Tür ...

Zur Autorin

Brigitte Guggisberg ist in der Schweiz und in den USA aufgewachsen und hat Volkswirtschaft und Medienwissenschaften in Basel mit einem längeren Aufenthalt in Aix-en-Provence studiert. Sie war als Beraterin für das Schweizer Parlament, Journalistin, Tanzkritikerin und im Topmanagement der Finanzindustrie tätig. Inzwischen ist sie an die Universität Basel zurückgekehrt und hat mit *Willkommen in der Provence* ihren ersten Roman geschrieben.

Brigitte Guggisberg

Willkommen
in der
Provence

Roman

DIANA

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Originalausgabe 07/2017

Copyright © 2017 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Uta Rupprecht

Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München

Umschlagmotive: © Getty Images; Kotkoa, Barat Roland,

Neirfy/Shutterstock

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-35951-2

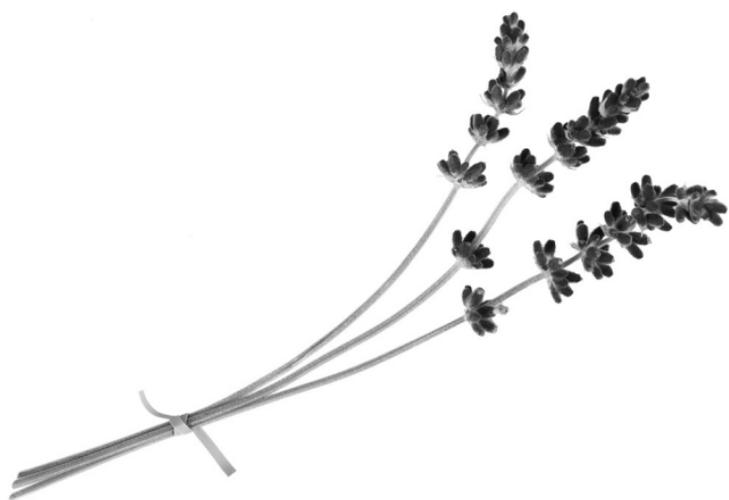
www.diana-verlag.de

Besuchen Sie uns auch auf www.herzenszeilen.de



Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar

TEIL 1



1

Montagmorgen um acht, und Victor trödelte herum. Das ist nicht seine Art. Victor ist Leiter der lokalen Filiale der *Crédit Mutuel de Paris* und damit der oberste Banker hier im Ort. Das klingt großartiger, als es ist, denn wir befinden uns – wie ich ausdrücklich anmerken möchte – NICHT in Paris. Wir befinden uns in Aix-en-Provence.

Zwischen Marseille im Süden und Avignon im Westen sieht sich Aix als Nabel der Provence. Ganz falsch ist das nicht. In unserem Rücken liegen die *Alpes-Maritimes*, vor uns ist schon das Meer zu erahnen. Wir sind eingebettet in sanfte, mit Steineichen, Pinien und Zypressen bewachsene Hügel, und rings herum wogen Lavendelfelder, aus denen ab und zu eine Mohnblüte spitzt. In Reiseführern wird unsere Stadt gerne »Paris des Südens« genannt. Was auch stimmt. Zumindest im Sommer, wenn sich halb Paris unter den Platanen des *Cours Mirabeau* tummelt. Allerdings kehren die Touristen – im Gegensatz zu mir – nach der Saison dorthin zurück, wo ihr eigentliches Leben stattfindet. Ins echte Paris zum Beispiel ...

Ich selbst komme nicht von hier. Victor schon. Victor ist mein Mann. An unserem letzten Jahrestag hat er mir vorgerechnet, dass ich nun mehr als die Hälfte meines Lebens mit ihm verheiratet bin. Fünfundzwanzig Jahre, sagte er und lächelte dabei. So hatte ich das noch nie gesehen. Ich bin nicht so der mathematische Typ, aber

während Victor den Champagner einschenkte – Vouvray Brut wie jedes Jahr –, rechnete ich aus, dass ich, selbst wenn ich mich am nächsten Tag scheiden ließe, vierundsiebzig werden müsste, um die Zeit mit Victor wieder wettzumachen.

Daraufhin trank ich die Flasche Vouvray mehr oder weniger allein aus, was dem obligaten Jahrestagssex nicht guttat. Vermutlich wie die lange Ehe eine Nebenwirkung des Älterwerdens. Sehr unangenehm. Früher war beschwipster Sex die Garantie für eine Menge Spaß. Heute bin ich nach ein paar Gläsern nur noch müde, und die weißen Laken meines Bettes wirken viel attraktiver als der inzwischen etwas weich gewordene weiße Bauch meines Mannes.

Ich bin neunundvierzig. Im besten Alter für eine Midlife- Crisis. Aber so etwas kenne ich nicht. Gegen so etwas kämpfe ich aktiv an. Das ist auch der Grund, weshalb mir Victors ungewohnte Trödelei an diesem Montagmorgen äußerst ungelegen kommt.

Inzwischen ist es acht Uhr vorbei. Die Sonne malt hübsche Kringel auf den Terrakottaboden, und hinter den Zweigen des Oleanders vor dem Fenster strahlt wolkenlos blau der Himmel. Im blütenweißen Hemd und noch ohne Krawatte steht Victor an unsere grün gekachelte Theke gelehnt, als ob er alle Zeit der Welt hätte. Er fragt mich, ob ich noch einen Kaffee möchte. Ich gebe ein undeutliches Morgenmurmeln von mir, das er richtigerweise als Ablehnung interpretiert. Er muss heimlich gelernt haben, wie die Kaffeemaschine funktioniert. Er schafft es, sich ganz allein einen Espresso zu machen, und kehrt damit an den Tisch zurück, wo ich in meinem übelsten Morgenrock

sitze. Ein ausgebleichtes, zeltartiges Ding, das meine Rundungen keineswegs kaschiert. Ja, ich habe Rundungen. Und nach geschätzten zweihundertachtundneunzig Diätversuchen habe ich inzwischen gelernt, diese Rundungen zu akzeptieren. Zumindest teilweise. Gelegentlich sehe ich mir mit Photoshop an, wie sie aussehen würden, wenn sie sich auf zehn Zentimeter mehr Länge verteilen könnten. Umwerfend, sage ich Ihnen.

Ohne Photoshop bin ich genau ein Meter sechzig groß. Früher pflegte ich die fehlenden zehn Zentimeter durch Absätze zu kompensieren. Inzwischen macht meine Hüfte da nicht mehr mit. Inzwischen stehe ich daher auch zu meiner Größe. Ich habe je nach Haartönung haselnuss- bis kastanienbraune Locken und eine sehr helle Haut. Damit scheine ich genau dem Bild zu entsprechen, das sich die Leute hier im Süden von Heidi machen. Ja, richtig. Der Heidi von der Alp. Dass ich aus der Schweiz stamme, hat natürlich geholfen, dieses Klischee zu zementieren. Auch wenn ich fern der Berge am Bieler See aufgewachsen bin. Direkt an der Sprachgrenze, am Röschtigraben, wie die Schweizer sagen. Dieser ging mitten durch unsere Familie hindurch. Papa sprach Deutsch, Maman Französisch, und mir waren beide Sprachen gleichermaßen vertraut. Das dachte ich zumindest, bis mich meine Schwiegermutter belehrte, dass der *Patois* aus der Schweiz nicht wirklich eine Sprache ist und schon gar kein Französisch.

Die meisten Menschen mögen die Schweiz ja irgendwie, doch leider gehört meine Schwiegermutter zu der verschwindend kleinen Minderheit, auf die das nicht zutrifft.

Sie hat in ihrer Jugend ein Jahr in Genf verbracht, und ich vermute hinter ihrer Abneigung eine unglückliche Liebesgeschichte. Für Victor ist diese Theorie natürlich nur ein Hinweis auf meine etwas zu lebhaftes Fantasie.

Jedenfalls pflegt meine Schwiegermutter auf die Erwähnung meiner Herkunft mit einem leichten Hochziehen der Oberlippe zu reagieren, das ich mittlerweile kopiere, wenn ich zum Beispiel einen unaufmerksamen Kellner zur Schnecke machen will. Äußerst wirkungsvoll.

Victor schlürft aufreizend langsam seinen Espresso und sieht mir dabei tief in die Augen, als wolle er ein Gespräch beginnen. Das hätte mir gerade noch gefehlt. An einem Montagmorgen führen wir keine Gespräche. Schließlich fragt er mich, was ich so geplant habe für den Tag, worauf mich eisiger Schreck durchfährt. »Dies und das«, sage ich und nehme ihm die Tasse aus der Hand, die er endlich geleert hat. Anstatt sie in die Spülmaschine zu stellen, wasche ich sie von Hand ab. Die schützende Kulisse des plätschernden Wassers kommt mir gerade recht.

»Am Nachmittag wird vielleicht Dodo vorbeischauen«, werfe ich ihm über die Schulter hinweg zu. Das ist zumindest nicht gelogen. Meine Freundin von Gegenüber schaut beinahe jeden Tag vorbei. Und heute kommt sie ganz sicher. Victor brummt etwas, das ich nicht verstehen kann. Dann steht er hinter mir und drückt mir einen Kuss auf den Hals. Was ist denn jetzt wieder los?, denke ich und drehe mich um. Ich halte meine nassen Hände in die Höhe. Das Wasser läuft mir die Unterarme hinab. »Du gehst?«, frage ich etwas gehetzt und halte Victor meine Wange entgegen. Doch an diesem Morgen

fällt der typisch französische Luftkuss aus, mit dem wir uns gemeinhin verabschieden. Stattdessen packt mich Victor um die Hüfte und zieht mich an sich. Dann küsst er mich. Richtig. Mitten auf den Mund. Natürlich hätte mich das misstrauisch machen müssen.

Zu meiner Entschuldigung kann ich nur sagen, dass die Zeit inzwischen wirklich drängt. Als die Tür hinter Victor ins Schloss fällt, bleibt mir noch eine knappe Viertelstunde. Bei Weitem nicht genug, wie mir ein flüchtiger Blick in den Schlafzimmerspiegel bestätigt. Es reicht für eine Dusche und dreimal umziehen. Es reicht nicht, um mir die Beine zu rasieren. Und anstatt mir die Zähne zu putzen, spüle ich den Mund mit Mundwasser, während ich mit fliegenden Fingern Lidschatten und Mascara auftrage. Es klingelt, ich eile die Treppe hinab und kneife mir in die Wangen, um noch ein wenig Farbe ins Gesicht zu kriegen. Dann öffne ich die Tür.

Draußen steht ein junger Adonis. Eins neunzig groß. Ein voller Haarschopf nachtschwarzer Locken. Augen grün wie das Meer. Muskulöse, braun gebrannte Oberarme, die aus einem knappen, ärmellosen Shirt schauen. Schöne Hände, die Härchen auf dem Handrücken von der Sonne gebleicht. »Bonjour, Madame.« Auf seinem Gesicht liegt ein vielsagendes Lächeln. »Vous êtes prêt?«

Ich bin bereit. Und ob ich bereit bin. Mehr als bereit. Ich fühle das Lächeln auf meinem Gesicht. Dann öffne ich weit die Tür und lasse ihn herein.

2

Die neue Veranda im Art-déco-Stil ist jetzt schon ein Prunkstück. Sie hat ein schmuckes Dach aus ziselier-tem Eisen und Glas und schmiegt sich an die Fensterfront des Wohnzimmers. Direkt neben den Rosen, die in allen Schattierungen von Rosarot, Gelb und Orange leuchten und in der Sonne des Nachmittags herrlich duften. Es ist halb vier, und der Bau ist inzwischen so weit gediehen, dass wir unsere Stühle darin platzieren, um den weiteren Gang der Arbeiten vor Ort mitverfolgen zu können. Wir, das sind ich, meine Freundinnen Marcelle und Dodo und ein kleiner Topf mit einer schwindsüchtigen Kamelie, den mir Dodo mitgebracht hat. »Die erste Bewohnerin für deine Orangerie«, hatte sie gesagt und mir das Pflänzchen strahlend in die Hand gedrückt.

Das ist typisch Dodo. Ein riesengroßes Herz, aber bei der praktischen Ausführung gibt es noch Spielraum für Verbesserung. Ich schaue auf das magere Blattwerk und denke, dass ich es als karitatives Projekt betrachten könnte, dieses kümmerliche Ding aufzupäppeln, bis ich an den dürftigen Stängeln plötzlich ein ekliges Gewimmel erkenne. Blattläuse. Und wenn ich sie ohne Lesebrille sehe, dann müssen es wirklich viele sein. Marcelle, die meinem Blick gefolgt ist und noch sehr scharfe Augen hat, nimmt mir die Pflanze aus der Hand und stellt sie mitten im Raum auf den Betonboden. Sie rechnet damit, dass ich das Gießen ohnehin vergessen werde, und

als Architektin hat sie selbstverständlich sofort den Platz entdeckt, an dem das Überleben von organischem Material absolut unwahrscheinlich ist. Marcelle ist ein Meter achtzig groß, mager und eckig, und wer sie sieht, denkt sofort: Architektin. Sie könnte mit ihrem Aussehen gar keinen anderen Beruf ausüben. Ihr dunkles Haar ist früh grau geworden, und Marcelle hat nie versucht, daran etwas zu ändern. Inzwischen ist es beinahe silbern, und sie trägt es in einem streng geometrischen Schnitt genau kinnlang. Von Weitem sieht sie ein wenig aus wie ein von einem Dreieck gekrönter Strich. Marcelle ist hier, um den Bau zu beaufsichtigen, Dodo und ich, um Maxim bei der Arbeit zuzuschauen. Wer so herrliche Muskeln hat, denke ich und schenke meinen beiden Freundinnen Champagner nach, sollte ständig Steine schleppen.

»Was glaubst du, wie alt er ist?«, frage ich Dodo, deren Augen ein wenig glasig geworden sind, seit Maxim in der Hitze des Nachmittags sein Shirt ausgezogen hat. Ich muss die Frage zweimal wiederholen, bis Dodo mit einem tiefen Seufzer nach ihrem Glas greift und sagt: »Keine Ahnung. Dreißig vielleicht?« Ich schätze ihn ja eher auf fünfundzwanzig, aber aus der Distanz meiner beinahe fünfzig Jahre ist das kein so großer Unterschied.

Maxim hat seine Last abgeladen und streckt den Rücken durch. Eine Bewegung, die unsere Blicke unwillkürlich auf das Spiel seiner Bauchmuskeln lenkt. Dodo stößt einen weiteren Seufzer aus, und selbst Marcelle wirkt nicht mehr ganz so entspannt, als sie ihre schwarze Architektenbrille auf der Nase nach oben schiebt. Dann zerstört sie den Zauber des Augenblicks, indem sie nach Victor fragt. »Hast du es ihm gesagt?«

»Na ja, irgendwie schon.«

Meine beiden Freundinnen tauschen einen vielsagenden Blick. Es gibt natürlich durchaus Aspekte meiner Ehe, über die sie nicht Bescheid wissen, aber Victors Abneigung gegen bauliche Verbesserungen unseres Hauses – seines Elternhauses – kennen sie sehr wohl. Als ich vor fünfzehn Jahren eingezogen bin, habe ich als Erstes die alte Küche herausreißen lassen und durch eine wunderschöne Landhausküche ersetzt. Dann habe ich zwei neue Badezimmer einbauen lassen und sieben der acht Zimmer dreimal neu gestrichen. Im Erdgeschoss wurden vier Wände entfernt, sodass wir jetzt ein weites, luftiges Wohnzimmer haben, zu dem die neue Orangerie nebenbei gesagt einfach großartig passt.

Aber jede Veränderung war ein Kampf. Man hätte erwarten dürfen, dass Victor den Nutzen permanenter Weiterentwicklung irgendwann erkennen und sich der Prozess von seiner Seite her etwas leichter gestalten würde. Oder man hätte argumentieren können, dass vom Originalzustand des Hauses bis auf Victors Fernsehsessel ohnehin nichts erhalten geblieben sei und weitere bauliche Maßnahmen daher keine große Rolle mehr spielten. Aber so tickt Victor nicht. Die traurige Wahrheit ist, dass mein Ehemann Veränderungen hasst. Er liebt es, seine Socken in der immer gleichen Schublade zu finden. Dabei stört ihn nicht mal, dass diese Schublade seit Ewigkeiten klemmt. Er mag es, dass seine Zahnbürste rechts vom Waschbecken steht und meine links. In der Woche, in der ich sie ohne sein Wissen vertauscht hatte, hat Victor sich mit meiner Bürste die Zähne geputzt. Mein Mann schätzt Alltagsrott. Das war nicht immer so.

Ich habe Victor kennengelernt, als ich in Paris Kunst studierte. Er war an der ENA eingeschrieben, der prestigeträchtigen Kadenschmiede, aus der fast die gesamte französische Elite stammt. Blaue Augen und schwarzes Haar. Er war der am besten aussehende Kerl, mit dem ich je ausgegangen war. Ich konnte nicht fassen, dass er meine Verrücktheiten zu lieben schien. Damals war Victor ein Siegertyp. Ungestüm und voller Selbstvertrauen wollte er nicht nur mich, sondern gleich die ganze Welt erobern. Zweifel und Zögern kannte er nicht. Wir haben bis zur Hochzeit nicht mal zehn Monate gewartet. Weil wir damals beide große Pläne hatten. In Victors Heimatstadt zurückzukehren und den Rest unseres Lebens hier zu verbringen gehörte nicht dazu.

Ich gebe zu, am Anfang war ich damit einverstanden. Nach dem Studium waren wir für zwei Jahre in die Normandie gezogen. Victor schuftete wie ein Irrer, um die Firma, die er gegründet hatte, zum Fliegen zu bringen, und ich malte Bilder, die im Laufe der Monate immer blasser und grauer wurden, bis sie aussahen wie der Nebel, der uns dort oben im Norden beinahe ständig zu umgeben schien. Als wir dann nach Aix umzogen, war das Eintauchen ins helle Licht der Provence wie ein Aufatmen. Der Grund für den Umzug war Victors Job. Seine Firma war gescheitert. Er hatte vor, es bald ein zweites Mal zu versuchen, doch als Zwischenlösung nahm er den Job bei der Bank an.

Für mich war die Provence die pure Inspiration. Ich liebte die Gerüche. Den Duft der blühenden Mimosen im Frühjahr, die Rosen, die hier schon im April zu blühen beginnen. Im Sommer konnte ich nicht genug kriegen von

den Früchten. Melonen und Pfirsiche und Pflaumen, die voll und prall und saftig waren wie nirgendwo sonst auf der Welt. Ich liebte es, beim Aufwachen vom Bett aus eine Palme vor meinem Fenster zu sehen. Aix-en-Provence ist die Stadt von Cézanne. Van Gogh hat in der Provence gemalt, Matisse, Renoir und Monet waren da. Wer es hier nicht schafft, dachte ich damals, schafft es nirgendwo. Heute muss ich leider sagen, dass Lavendel, Sonnenblumen und Mohn allein noch keine Kunst ausmachen. Im Gegenteil. Nur dass das hier keinen zu kümmern scheint. Hier ist jeder ein Künstler, und die meisten sind entsetzliche Dilettanten. Ich habe irgendwann entschieden, dass ich dazu nicht gehören will. Das soll nicht resigniert klingen. Ich habe auf Grafik umgesattelt und im Lauf der Jahre eine kleine Agentur aufgebaut. Victor ist bei der Bank geblieben.

In den ersten Jahren redeten wir noch davon, einen Neuanfang zu wagen. Irgendwann war das dann einfach kein Thema mehr. Bis mein Mann vor zehn Monaten völlig überraschend verkündete, wir würden nach Paris ziehen. Er sollte befördert werden. Ich konnte es kaum fassen und war wie elektrisiert. Wir redeten die ganze Nacht, und es fühlte sich beinahe so an, als wären wir wieder jung. Wenige Wochen später gab ich die Agentur auf. In Paris, dachte ich, könnte ich wieder mit dem Malen anfangen. Oder vielleicht eine Galerie eröffnen. In Paris gab es tausend Optionen. Als sich der Umzug dann verzögerte, nahm ich übergangsweise einen Teilzeitjob an. An drei Tagen in der Woche leite ich Führungen im Atelier Cézanne. Das ist nun wirklich nicht mein Traum gewesen.

Aber dann hat sich der Umzug zerschlagen. Die Bank hat einen Rückzieher gemacht. Einfach so. Wegen einer dummen Reorganisation. Daraus kann ich Victor natürlich keinen Vorwurf machen. Ich weiß, er leidet auch. Das ändert allerdings nichts an meiner Lage. Ich fühle mich also durchaus berechtigt, meine künstlerische Ader auszuleben, indem ich das Haus noch etwas verschönere. Und Victor ist eigentlich nicht in der Position, mich dafür zu kritisieren. Dennoch fand ich es schlauer, ihn, was die Orangerie betrifft, einfach vor vollendete Tatsachen zu stellen. *Fait accompli*, wie man hier sagt. Deshalb die Heimlichtuerei.

Die Veranda soll eine Überraschung werden. Am Abend will ich sie mit Kerzen und Blumen hübsch dekorieren und Victor dann dort ein fantastisches Nachtessen servieren. Dazu werde ich mein schwarzes Kleid und Netzstrümpfe tragen. Marcelle scheint mein Plan zu überzeugen, aber Dodo verzieht zweifelnd das Gesicht. Sie hat ja auch allen Grund, in Eheangelegenheiten eher pessimistisch zu sein. Sie ist mit Maurice verheiratet, dem größten Autohändler im Ort und einem Mann – man muss es leider so deutlich sagen – mit ziemlich neu-reichen Manieren. Wobei das »neureich« in Ordnung geht. Dank seines Geldes lebt Dodo in einem fantastischen Art-déco-Haus auf der anderen Seite der Placette Colonel André Grousseau, mir direkt gegenüber. Außerdem hat Maurice ihr drei Kinder geschenkt. Drei entzückende Töchter im Alter von 21, 16 und 9 Jahren, die ganz nach der Mama kommen. Mit den Kindern und dem Haus sind Maurices Vorzüge aber dann auch schon vollständig aufgezählt. Dodo kann einem leidtun, denke ich, während sie sich etwas mühsam aus dem Sessel

stemmt. Sie war schon immer eher füllig und hat in den letzten Jahren noch mehr zugelegt. Dodo ist der Typ, der zu Schokolade greift, wenn sie unglücklich ist. Vorzugsweise meiner Schokolade, die mir in großen Mengen von wohlmeinenden Verwandten aus der Schweiz geschickt wird. Manchmal versuche ich, eine neue Lieferung vor Dodo zu verstecken, aber ihre traurigen Augen lassen mich jedes Mal wieder weich werden. Dodo hat ein seelenvolles Gesicht, dem jede innere Regung anzusehen ist, und den Kopf voll kleiner goldblonder Löckchen, die, wenn sie fröhlich ist, auf und ab wippen. Was in den letzten Jahren viel zu selten der Fall war. Auch jetzt sehe ich, dass sie sich Sorgen macht, und als sie sich verabschiedet, weiß ich genau, dass sie heute Abend zu mir herüberschauen wird und mir dabei ganz fest die Daumen drückt.

Ihre stille Unterstützung tut mir gut. Es ist lächerlich, aber selbst nach fünfundzwanzig Ehejahren bin ich etwas nervös, wenn ich an Victor und den heutigen Abend denke.

Um halb sieben sieht die Orangerie prachtvoll aus. Ich habe den Gartentisch hineingestellt und mit blütenweißem Tischtuch und dem festlichen Porzellan groß aufgedeckt. Im Garten habe ich Rosen geschnitten. Der Abendhimmel wölbt sich samtig blau, und ein leichter Windhauch trägt den Duft des Gartens in den Raum. Ich zünde die Kerzen an. Ach ja, und ich trage natürlich die Netzstrümpfe.

Um acht ist das Chateaubriand perfekt. Eigentlich ist Victor bei uns der Koch. Doch mit Niedergarmethode schaffe ich es auch. Man kann das Fleisch im Ofen noch

ein wenig warm halten, aber allmählich wird es Zeit, dass Victor auftaucht. Er hat mir nichts von einer Verspätung gesagt. Ich erwäge, ihn anzurufen. Aus taktischen Gründen verwerfe ich die Idee. Es wäre möglich, dass ich etwas sauer klinge, und einen Streit vom Zaun zu brechen, bevor er die Orangerie zu Gesicht bekommt, halte ich nicht für die beste Idee.

Um neun ist meine Geduld erschöpft. Mit gerechter Empörung in der Stimme erkläre ich Victors Mailbox, dass er alles ruiniert hat und das Fleisch nun endgültig hinüber ist.

Um zehn telefoniere ich in einem Anfall von Panik alle Krankenhäuser der Umgebung ab. Ein Mann, auf den meine Beschreibung passt, ist nirgendwo eingeliefert worden.

Um elf wähle ich den Notruf der Polizei, wo man mir in einem Tonfall, der nahelegt, dass ich hysterisch reagiere, erklärt, Männer könnten schon mal später nach Hause kommen. »Nicht Victor«, widerspreche ich, wobei in meiner Stimme tatsächlich ein leicht hysterisches Flattern auszumachen ist. »Mein Mann ist ein Gewohnheitstier. Für spontane abendliche Unternehmungen ist er nicht der Typ. Und wenn er etwas geplant hätte, hätte er es mir gesagt.« Der Beamte am anderen Ende schnalzt bedauernd mit der Zunge. Ob sein Bedauern sich auf Victors Abwesenheit bezieht oder auf meine Naivität, bleibt offen. Er empfiehlt mir, Victors Freunde anzurufen. Ich wähle die Nummer von Matthieu, der auch nicht abnimmt.

Bis ein Uhr nachts bleibe ich am Telefon und wähle abwechselnd Matthieus und Victors Nummer.

Um drei sind meine Glieder steif und mein Kopf leer. Ich sitze in der halbfertigen Orangerie, und trotz der milden Nacht zittere ich in meinen Netzstrümpfen von innen heraus. Die Kerzen sind inzwischen längst hinuntergebrannt. Mein Mann ist immer noch nicht nach Hause gekommen.

3

Ich erwache, weil das Telefon klingelt und Victor nicht abnimmt. Halbblind winde ich mich aus dem Laken, das sich um meine Beine gewickelt hat und mich festhält wie ein Krake. Ich wälze mich auf die andere Seite des Bettes und nehme ab. Die Stimme von Victors Sekretärin zwitschert mir ins Ohr. Sie fragt, wie es Victor geht.

»Warum?«, frage ich und schnappe gleich darauf nach Luft, weil mich die Erinnerung trifft wie ein Schwall kalten Wassers. Victor ist nicht heimgekommen!

Von draußen höre ich Vogelgezwitscher, und wie jeden Morgen spitzt durch eine Ritze in den Läden ein einzelner Sonnenstrahl herein. Er würde Victor an der Nase kitzeln, würde er neben mir liegen. Und würde er noch schlafen, würde mein Mann die Nase krausziehen, dann würde er niesen und erwachen. Er würde die Augen öffnen und mit einer so verdutzten Unschuld in die Welt blicken, wie sie sonst nur kleine Babys haben. Ich spüre einen Stich im Herzen, und während meine Augen dem tanzenden Sonnenstrahl auf seinem Weg folgen, steigt Trauer in mir hoch. Das weiße Laken auf Victors Bettseite ist straff gespannt und unberührt. Meine Kehle schmerzt, ich schlucke hart. Die Stimme der Sekretärin ist durch das plötzliche Klingeln in meinen Ohren ein paar Sekunden lang kaum noch zu hören. Dann reiße

ich mich zusammen. Wenigstens hat mich dieser Kerl nicht mit ihr betrogen.

Ihrem Gezirpe kann ich entnehmen, dass sie auch nicht weiß, wo er ist. Sie hätte nicht den Nerv, mich derart frech anzulügen. Auch wenn sie mich verabscheut. Victor hingegen vergöttert sie. Das hält sie vermutlich auch noch für einen Teil ihrer Stellenbeschreibung. Victors Sekretärin ist ein Anachronismus auf zwei Beinen. Im Geist ein Kind der Fünfziger, obwohl sie die Fünfziger natürlich nicht selbst erlebt hat. Doch sie trägt eine mit Strasssteinen besetzte Schmetterlingsbrille und dürfte mit dem Helm, den sie für eine Frisur hält, bei der Zerstörung der Ozonschicht ganz vorne mitmischen. Ich halte es nicht für eine besondere Leistung, dass Victor ihrem Charme widersteht. Sie hat ein dickes Muttermal an der Lippe und ist Jahre älter als ich. Zwei mindestens.

Im Moment scheint sie davon auszugehen, dass Victor krank zu Hause im Bett liegt, und ich – das pflichtvergessene Ehefrau – versäumt habe, die Bank – also sie – davon in Kenntnis zu setzen. Ob ich mich denn gut um ihn kümmere, fragt sie und meint das ernst. Unmittelbar danach äußert sie den Vorschlag, vielleicht mal kurz vorbeizuschauen.

»Nein«, sage ich schroff, denn Feinheiten sind an diese Person verschwendet, und dass sie hier vor der Tür steht, in ihrem Kostüm und mit einem Früchtekorb am Arm, fehlte mir gerade noch. Ich erzähle ihr von Fieber und nässendem Ausschlag und deute an, dass jede weitere Störung von ihrer Seite Victors Krankheit, und damit seine Abwesenheit, nur unnötig verlängern würde. Der Mythos von Victors Krankheit ist geboren.

Sie stutzt einen Moment, trägt mir dann besonders liebe Grüße an meinen Ehegatten auf und geht endlich aus der Leitung. Ich lege mich wieder aufs Bett und starre an die Decke. Dort prangt ein Riss, den ich noch nie bemerkt habe. Er sieht gefährlich aus und hat seinen Ursprung am Ansatz des neuen Kronleuchters. Victor hatte dagegen protestiert, das Ding aufzuhängen, aber – was soll ich sagen – Victor protestiert jedes Mal, wenn ich etwas verändern will. Ich wollte nur ein wenig Glamour in unser Schlafzimmer bringen. Aber jetzt setzt der Leuchter bereits Staub an. Ich kann den Staub sehen und den Riss. Der Leuchter wird vermutlich die Decke zum Einsturz bringen und uns im Schlaf erschlagen. Korrektur: Er wird mich erschlagen, denn Victor ist ja nicht mehr da. Mich durchfährt die irrwitzige Idee, dass Victor aus unserem Haus geflohen ist, um genau diesem Schicksal zu entgehen. So richtig herzlich darüber lachen kann ich nicht.

Es gibt tausend Dinge, die ich vermutlich tun sollte, angefangen damit, die Polizei zu rufen und es noch einmal bei den Krankenhäusern zu versuchen. Doch allein der Gedanke erschöpft mich. Er weckt in mir den Drang, einfach nur die Augen zu schließen und wie ein Kind darauf zu hoffen, dass, wenn ich aufwache, alles wieder gut ist. Warum nicht, denke ich. Einen Versuch ist es wert. Ich habe kaum die müden Lider gesenkt, da reißt mich die Türklingel wieder hoch. Ich schieße auf und haste die Treppe hinab, erfüllt von dem Gedanken, dass es vielleicht, vielleicht, tatsächlich gewirkt hat und Victor alles ganz einfach erklären kann. Er hat möglicherweise nur seinen Schlüssel vergessen. Es war zu spät, weil er gestern Abend – seine Mutter besucht hat. In der

»Résidence retraite Michelangelo«, oben in den Hügeln. Vielleicht hat er mir sogar davon erzählt. Kann ich garantieren, jedes seiner Worte mitbekommen zu haben? Dann hat er aus Rücksicht auf mich dort oben übernachtet.

Erleichterung durchfährt mich. Ich bin ein wenig sauer, weil er nicht angerufen hat, aber vor allem froh, dass sich alles aufgeklärt hat. Ich reiße die Tür auf und muss zweimal hinsehen, so stark ist meine Fantasie. Es ist nicht Victor. Draußen steht Eloise.

Sie kommt vorbei, um sich die neue Orangerie anzusehen. So hatten wir das ausgemacht, nachdem sie gestern arbeiten musste. Ich hatte sie vollkommen vergessen. Als sie meine Miene sieht, verzieht Eloise fragend das Gesicht. Gleichzeitig weicht sie eine Winzigkeit zurück. Wahrscheinlich, um unüberlegte Reaktionen meinerseits rechtzeitig zu unterbinden.

Meines Wissens ist Eloise die einzige Frau, die eine Leinenhose tragen kann, ohne dabei auszusehen, als hätte sie auf der Parkbank geschlafen. Die einzige, deren glattes goldblondes Haar nie in Unordnung gerät. Die einzige, auf deren knapp geschnittenen weißen Blusen sich nicht mal im Hochsommer auch nur der kleinste Schweißfleck zeigt. Man sieht, worauf das hinausläuft: Eloise einfach um den Hals zu fallen und ihr meinen Kummer auf die weiße Bluse zu heulen, wie ich das vielleicht bei Dodo getan hätte, kommt auf keinen Fall infrage.

Dabei ist sie nicht unsensibel. »Du hattest wohl eine heiße Nacht?«, sagt sie und zieht das Satzende fragend in die Höhe.

Unter ihrem Blick wird mir bewusst, dass ich noch Höschen und BH von gestern Abend trage. Im Hinblick auf einen romantischen Abend besonders sorgfältig ausgewählt. Schwarz mit rosa Spitze. Heute Morgen wirkt das völlig daneben. Bisher hat mir die Kraft gefehlt, mich anzuziehen oder mich überhaupt erst einmal abzuschminken. Was das Kopfkissen mit meinen Smokey Eyes ange stellt hat, zeigt mir ein flüchtiger Blick in den Garderobenspiegel. Ich nicke – ja, eine heiße Nacht –, während mir zum Heulen zumute ist. Kein Wunder, das Victor abgehauen ist, ich sehe aus wie ein Clown.

Eloise spürt die drohende Krise – wie gesagt, unsensibel ist sie nicht –, und wäre die entsprechende Muskulatur nicht durch Botox stillgelegt, würde sie die Stirn runzeln. Ich weiß es, weil sie in solchen Situationen immer die Stirn runzelt, was ja das Botox erst nötig machte. Mit Überraschungen im Allgemeinen – und Krisen im Speziellen – kann sie nicht so gut umgehen. Wenn ich ihr jetzt von Victor erzähle, wird sie das hoffnungslos überfordern. Mich überfordert es schließlich auch. Eloise wird bestimmt etwas Ungeschicktes tun oder sagen, und dann werde ich in Tränen ausbrechen. Und ich bin nicht scharf darauf, mich hier über BH und Höschen hinaus noch weiter zu entblößen. Also beiße ich die Zähne zusammen und führe sie auf die neue Terrasse hinaus, die sie gebührend bewundert. Dabei ist mir bewusst, dass sie weniger auf die Terrasse als vielmehr auf mich konzentriert ist. Mein Aufzug hat sie aus der Fassung gebracht. Sie wirkt erleichtert, als ich mich für einen Moment entschuldige und nach oben verschwinde. »Nimm dir nur Zeit«, ruft sie mir nach, und ich höre, wie sie in die Küche geht und die Kaffeemaschine anwirft.

Im Schlafzimmer sinke ich mit weichen Knien auf das zerwühlte Bett und verdrücke ein paar Tränen. Das macht nichts, aber auch gar nichts besser. Also gehe ich unter die Dusche.

Als ich wieder hinunterkomme, hat Eloise in der Orangerie die unberührten Gedecke abgeräumt und den Tisch für unseren Kaffee nett hergerichtet. Sie hat von der Boulangerie vorne an der Ecke Brioches mitgebracht und das rosa Kaffeegeschirr mit dem goldenen Rand genommen. Von draußen scheint die Sonne herein. Es riecht nach frisch gebrühtem Kaffee und nach Lavendel und Rosmarin, die vor den geöffneten Fenstern wachsen. Genauso habe ich mir das auch vorgestellt. Nur wollte ich hier mit Victor sitzen ...

Während Eloise munter plaudernd das Gespräch in Gang hält, fällt mir siedend heiß ein, dass sie in der Küche vermutlich das Chateaubriand gesehen hat. Und dazu die Sauce béarnaise, die in der Pfanne auf dem Herd gestockt ist, das Gemüse und das aufgeschnittene und trocken gewordene Baguette. Ich frage mich, was sie wirklich denkt. Eloise hat mit Beziehungen nicht so viel Erfahrung, und sie neigt dazu, meine Ehe zu idealisieren. Vermutlich kann sie sich gar nicht vorstellen, dass ein Mann wie Victor die Nacht nicht zu Hause verbringt.

Wobei das natürlich nicht stimmt, denn Eloise hat mit verheirateten Männern durchaus ihre Erfahrungen. Mehr Erfahrung als wir anderen, wenn man es genau nimmt. Oder zumindest die vielfältigere Erfahrung. Unter uns Freundinnen herrscht die Meinung vor, dass

Eloise sich verheiratete Männer für ihre Affären aussucht, um von Anfang an auszuschließen, dass daraus eine feste Beziehung wird. Warum sie das tut, wissen wir nicht – zumal wir übereinstimmend der Meinung sind, dass Eloise und ihr Chef, Monsieur Lambert, perfekt zueinanderpassen würden. Aber Lambert ist Single. Vielleicht ist das der Grund, weshalb Eloise auf unsere zarten Andeutungen in diese Richtung nicht reagiert. Monsieur Lambert ist außerdem sehr distinguiert, vermögend, gut aussehend, und er sitzt im Rollstuhl. Das macht die ganze Sache ein wenig kompliziert. Wir wissen eigentlich nicht, was Eloise darüber denkt.

Weil wir Freundinnen sind, erleben Dodo, Marcelle und ich Eloises Affären gewissermaßen aus erster Hand mit, und wenn ich ehrlich bin, genießen wir das sogar. Wir kommen uns dabei immer ein wenig wie in *Sex and the City* vor. Über die Frauen am anderen Ende des Dreiecksgespanns haben wir bisher nicht groß nachgedacht. Wir sind wohl einfach davon ausgegangen, dass sie den Betrug in irgendeiner Weise verdient haben. Dass sie dick geworden sind. Dass sie in unförmigen Mami-Jeans herumlaufen. Dass sie die Pediküre vernachlässigt und aufgehört haben, sich die Haare an den Beinen zu entfernen.

Wie unglaublich oberflächlich das ist, wird mir im selben Moment klar, in dem mich die eisige Gewissheit durchfährt, dass ich nun ebenfalls zu diesen Frauen gehöre. Genau an diesem Punkt meiner Überlegungen hat Eloise ihren Kaffee ausgetrunken und greift nach meiner Hand. Sie schaut mir tief in die Augen. »Was meinst du«, sagt sie dann, »wollen wir uns heute Nachmittag nicht ein wenig verschönern lassen?«

Ich habe ihr schon lange versprochen, ihren freien Tag mit ihr gemeinsam zu verbringen. Leider habe ich auch versprochen, dass sie bestimmen darf, was wir unternehmen. Die traurige Wahrheit ist jedoch, dass ich der Pflege meines Körpers nur wenig Positives abgewinnen kann. Die gängigen Beautyrituale, wie Wimpernzupfen und Hornhaut abschleifen, sind in meinen Augen nur schmerzhaftes Zeitfresser. Es ist zum Sterben langweilig, wenn ich es selbst machen muss, und tut es jemand anders, ist mir die erzwungene Nähe zuwider. Ich mag es nicht, wenn an meinem Körper herumgewerkelt wird. Lauwarmes Wasser kann ich nicht ausstehen. Die vielfältigen Düfte von Puderchen, Salben, Cremes und Pasten verursachen mir Übelkeit, und die esoterische Klimpermusik, die meine Kosmetikerin auflegt, macht mir Kopfschmerzen. Ich mag es auch nicht, mich auf Kommando entspannen zu müssen.

Während einer Ayurveda-Massage bin ich, vom Öl so glitschig wie die sprichwörtliche Sardine, dem Masseur mal unter den Händen weggeflutscht und über den Rand der Pritsche gefallen. Das hat wehgetan, da war Schluss mit Entspannung. Vielleicht bin ich traumatisiert. Oder es liegt daran, dass ich, allen Integrationsbemühungen zum Trotz, am Ende eben doch eine Schweizerin bin. Wellness bedeutet für mich immer noch, mit einem guten Buch im Schatten unter einem Baum zu liegen. Meine Freundinnen hingegen scheinen die Pflegeprozeduren zu genießen. Und angesichts der vergangenen Nacht habe ich vielleicht einen Fehler gemacht, wenn ich mich bisher aus solchen Verabredungen herausgeschwätzt habe. Auch wenn Victor das nicht verdient, denke ich, eine kleine Verschönerung kann nicht

schaden. Ich lasse also Eloise das Ruder übernehmen. Sie meldet uns bei den Thermes Sextius an und bucht das volle Programm. Alles in mir will protestieren, aber mit der leeren Bettseite vor Augen beiße ich die Zähne zusammen.

Nach dem Leiden, das muss ich zugeben, sehe ich ziemlich gut aus. Mein von Haaren gänzlich befreiter Körper ist zwar nicht straffer, aber immerhin glatt geworden. Eine Ultra-rich Firming Cream lässt meine Hände aussehen, als hätte ich nie einen Abwasch gemacht, und der kleine Mitesser, der heute Morgen an meinem Kinn prangte, hat die Anwendung der kombinierten Druck-Saugpumpe nicht überlebt. Mein gutes Aussehen beflügelt mich und lässt mich beim anschließenden Shopping vielleicht ein klein wenig übertreiben. Ich kaufe ein Tuch von Hermès, und dann kann ich einer wirklich ganz entzückenden kleinen Tasche einfach nicht widerstehen. Ich zahle mit der Karte, die auf unser gemeinsames Konto läuft. Mein schlechtes Gewissen hält sich in Grenzen. Inzwischen habe ich mir nämlich eingeredet, dass Victor zurück sein wird, wenn ich nach Hause komme. Er wird mir einiges erklären müssen. Wobei ich streng genommen gar nicht scharf darauf bin, wirklich zu wissen, was er in der vergangenen Nacht getrieben hat. Als Eloise vorschlägt, sich noch mit Dodo und Marcelle im *Deux Garçons* zu treffen, bin ich sofort einverstanden. Ich muss mich nicht beeilen, denke ich. Schließlich will ich Victor keineswegs den falschen Eindruck vermitteln, ich würde zu Hause sitzen und auf ihn warten.

Untergehakt schlendere ich mit Eloise durch die Altstadt. Es ist ein schöner Abend, ein milder Wind lässt

die Blätter der Platanen rauschen. Er führt einen Hauch Meeresduft mit sich. Die Abendsonne taucht den Stein der pittoresken Stadtpaläste am Cours Mirabeau in ein goldenes Licht. Jetzt im Hochsommer sind sie von violetten und roten Bougainvilleas überwachsen, und in den Gärten stehen Rosen, deren Duft schwer und üppig durch den Abend weht. Ich fühle mich versöhnt mit der Welt, als wir das *Deux Garçons* erreichen. Es liegt mitten im eleganten Herz der Stadt und gilt als traditionsreich und versnobt. Ersteres trifft zweifellos zu, denn an diesen Tischen haben schon Zola, Maurois und Piaf gespeist. Das Zweite ist meiner Meinung nach übertrieben. Mich hat man dort jedenfalls noch nie schlecht behandelt. Bei meiner Ankunft werden sofort zwei Tische zusammengestellt, und der Maître macht uns seine Aufwartung, noch bevor wir sitzen. Ich komme mir hübsch und begehrenswert vor, während ich mit meinen Freundinnen dort sitze und ausgiebig der Empfehlung des Chefsommeliers zuspreche. Es ist ein lustiger Abend, und es wird etwas später. Das ist mir sehr wohl bewusst. Ich lache und scherze, flirte ein wenig mit dem Kellner und denke, dass Victor sich vermutlich schon Sorgen um mich macht. Aber ich finde, er hat es verdient, auch ein wenig zu leiden.

Am Ende laufen Dodo und ich Arm in Arm nach Hause. Wir kichern noch immer und schwanken ein bisschen, als wir in die Avenue d'Indochine einbiegen. Dann kommt mein Haus in Sicht. Die Fenster im ersten Stock sind dunkel. Ich beschleunige meinen Schritt bis an die Placette, wo ich über den Zaun hinweg die Fenster des Erdgeschosses sehen kann. Dunkel.

»Victor ist wohl schon schlafen gegangen«, sagt Dodo. Bei ihr drüben ist Licht. »Du Glückliche. Maurice ist noch auf, aber ich würde jetzt viiiiel lieber schlafen gehen.« Noch immer kichernd drückt sie mir einen Kuss auf die Wange. Dann geht sie über die Placette und verschwindet, während ich vor meinem Haus stehen bleibe und fühle, wie die Dunkelheit hinter den Fenstern langsam in mein Herz sickert.

Die Segnungen der Beautyindustrie sind schon am nächsten Morgen allesamt verflogen. Meine cremeglatten Hände sind wieder zerknittert. Ebenso mein Gesicht, auf dem ich neben dem Abdruck des Kissens auch eine Reihe seltsamer roter Flecken ausmache. Vermutlich die Spätfolgen der Druck-Saugpumpe. Doch vielleicht haben die Flecken auch damit zu tun, dass ich mich gestern in meinem leeren Bett in den Schlaf geheult habe. Mein Haar sieht aus wie ein totes Tier, und als ich versuche, es durchzukämmen, bleibt im Kamm eine dicke Strähne hängen. Hormonbedingter Haarausfall, hat meine Coiffeuse mich aufgeklärt, als ich nach dem ersten Auftreten dieses unheimlichen Phänomens völlig aufgelöst in ihren Salon stürmte. Sie stellte die verheerende Diagnose, musterte mich anschließend mit Kennerblick und meinte, angesichts meines Alters könne ich mich über die noch verbliebene Haarpracht nicht beklagen, und ob wir vielleicht mal eine schicke Kurzhaarfrisur ausprobieren wollten? WIR wollten nicht!

Seltsam genug, aber nach der Verzweiflung von gestern Nacht ruft ausgerechnet der Haarausfall an diesem Morgen meinen Widerstand auf den Plan. Na gut, denke ich trotzig, dann werde ich eben kahl. Und runzlig. Und dick. Dann habe ich eben Hornhaut an den Füßen und Altersflecken an den Händen und raue Knie und schlaffe Oberarme, aber deswegen habe ich es noch

lange nicht verdient, einfach fallen gelassen zu werden wie eine alte Socke. Das alles würde ich natürlich am liebsten Victor an den Kopf werfen. Aber der ist ja nicht da. Ich beschließe, mich stattdessen an Matthieu zu halten, Victors besten Freund, der meine Anrufe auf seinem Handy gestern feige ignoriert. Er wird mir nicht so leicht entkommen, denke ich, wenn ich persönlich bei ihm aufkreuze.

Matthieu ist dem richtigen Leben erfolgreich aus dem Weg gegangen, indem er sich in einem Buchantiquariat vergraben hat, das einst seinem Vater gehörte. Es liegt in der Altstadt an einer kopfsteingepflasterten Gasse, in die es mit dem dunklen Schaufenster voll vergilbten Papiers ausgezeichnet passt. »Le Bouquinist obscure«, steht in Goldlettern an der Tür. Und weil mir nicht nur sein Laden, sondern auch Matthieus Verhalten inzwischen reichlich obskur vorkommt, stoße ich die Tür vielleicht ein wenig heftiger auf als nötig. Mit bimmeln-dem Glöckchen knallt sie gegen die Wand. Vermutlich ist dies das lauteste Geräusch hier drinnen seit zwanzig Jahren. Die einzige Kundin, ein altes Fräulein, das mit einem Buch in der Hand vor der Kasse wartet, fährt erschrocken herum. Als sie mich sieht, legt sie das Buch zur Seite und dreht mit funkelnden Augen ihr Hörgerät lauter, während ich mich vor Matthieu aufbaue. Wie das Fräulein glaubt auch er keine Sekunde, ich wäre nur zum Plaudern gekommen.

Während das Fräulein den mageren Hals reckt, um ja kein Wort zu verpassen, zieht Matthieu ängstlich den Kopf zwischen die Schultern. Wäre ich sein Imageberater, würde ich ihm so etwas untersagen. Matthieu hat

nun wirklich keine überflüssigen Zentimeter zu verschenken. Er ist ein kleiner, zierlicher Mann mit einem eigentümlichen Gang. Wenn er auf seinen kleinen Füßchen eilig vorwärts trippelt, scheint sich sein Oberkörper kaum zu bewegen. Er sieht aus, als würde er fliegen. Und weil er immer und überall eine alte Ledertasche quer über den Körper gehängt trägt, nennt man ihn in der Stadt »le petit postillion volant«, der kleine fliegende Postillon. Ich glaube nicht, dass er den Spitznamen besonders mag. Genauso wenig mag er es, wenn Victor zum tausendsten Mal erzählt, dass Matthieu damals in der dritten Klasse noch der Größte war. Seit der dritten Klasse sind einige Jahre vergangen. Jahre, in denen Victor gewachsen ist und Matthieu nicht. Dennoch sind die beiden beste Freunde geblieben. Plötzlich bin ich absolut überzeugt, dass Matthieu weiß, wo Victor steckt.

»Bin ich hässlich?«, schreie ich ihn an und breite die Arme aus, damit er mein Aussehen uneingeschränkt beurteilen kann. Das weißhaarige Fräulein blinzelt gespannt. Matthieu schlägt die Augen nieder, weil er den Kopf nicht weiter einziehen kann.

»Bin ich dumm? Oder sozial unverträglich? Eine ekelhafte Klatschbase? Eine Giftschleuder?«

Die natürliche Antwort auf all diese Fragen wäre NEIN. Aber dieses erlösende Wort bringt Matthieu nicht über die Lippen. Er schluckt und blinzelt und windet sich, hebt dann endlich zu reden an und sagt: »Es tut mir leid, Vivianne.«

Matthieu ist ein großer Verfechter gepflegter Manieren und besteht darauf, mir einen Tee zu servieren. Verveine für ihn. Ich habe um etwas Stärkeres gebeten und dar-

aufhin einen Grüntee bekommen. Einen Grüntee! Mir fehlt die Kraft, mich darüber auch noch aufzuregen. Matthieu hat die alte Dame hinauskomplimentiert und den Laden abgesperrt. Während draußen die Sonne scheint und vor den Schaufenstern geschäftige Menschen hin und her eilen, sitze ich, umgeben von alten Büchern, die einen staubigen Geruch verströmen, im Halbdunkel, rühre in meinem Tee und denke, dass dieses Stilleben in Sepiatönen meinem aktuellen Zustand ganz gut entspricht. Meine Verzweiflung fokussiert auf den einzigen Menschen, der greifbar ist und eine Mitschuld an meinem Elend trägt. »Du wusstest es!«, sage ich zu Matthieu.

Er schüttelt abwehrend den Kopf.

»Du wusstest, dass Victor mich verlassen will, und du hast es mir nicht gesagt.«

»Er will dich nicht verlassen.«

»Was will er dann? Wo steckt er, zum Teufel noch mal?«

»Ich weiß es nicht, Vivianne.«

Gepflegte Manieren hin oder her, ich bin nahe daran, auch noch den letzten Nerv zu verlieren. Matthieu scheint sich dessen bewusst zu sein. Wahrscheinlich ist er froh um den Tisch, der zwischen uns steht.

»Victor war nicht glücklich in letzter Zeit«, quetscht er schließlich heraus.

»Er war unglücklich mit mir?«

»Nicht unglücklich, nein. Aber auch nicht glücklich. Und mit dir hatte das nicht viel zu tun.«

»Wie kann es mit mir nicht viel zu tun haben? Ich bin seine Frau!«

Matthieu windet sich. »Es war eher eine Art generelle Unzufriedenheit. Er hat sich gefragt, ob das schon alles ist. Seine Karriere. Die Bank. Dieses Leben hier in Aix.«